

«Jetzt hör mer emol uuf mit dine neue Harmonie!»

Noldi Alder gilt als ein Erneuerer der Schweizer Volksmusik, was ihm nicht nur Applaus einbrachte. Loris Imlig und Samira Neff sind seine musikalischen Erben. Über Tradition, Experimente, Tracht und Jimi Hendrix. **Interview: Frank Heer**

Vor dreissig Jahren löste ein so kauziger wie berücksichtigender Dokumentarfilm eine Begeisterungswelle für die Schweizer Volksmusik aus: «Ur-Musig» von Cyrill Schläpfer. Speziell war, dass der Regisseur seine Protagonisten nicht zu Wort kommen liess, er filmte sie lediglich beim Musizieren; beim Jodeln, Juchzen, Schellenschütteln. Im Stall, auf dem Tanzboden oder an der Stubete. Der Film war für die Wiederentdeckung und Weiterentwicklung der Schweizer Volksmusik ein Markstein. Die Stunde null eines neuen Selbstbewusstseins für eine Kultur, die seit ihrer Hochblüte in den Kriegsjahren als rückständig und politisch vereinnahmt galt.

Als «Ur-Musig» 1993 in die Kinos kam, spielte der Urnäscher Geiger und Komponist Noldi Alder noch bei den Alderbuebe. Zwei Jahre später versorgte er seine Tracht für immer im Schrank, studierte Musik und wurde zum Mitbegründer einer Bewegung, der Neuen Schweizer Volksmusik, die seither viele Metamorphosen durchlief. Wir treffen Alder im Café der Tonhalle St. Gallen, um mit ihm über seine Erfahrungen zu sprechen. Hinzugesetzt haben sich die Cellistin Samira Neff von der Streichmusik Vielsaitig und der Schwyzerörgeler Loris Imlig. Während Neff sich musikalisch dem Brauchtum verpflichtet fühlt, sucht Imlig nach neuen Wegen. Alder rät beiden: «Auf eure Wurzeln könnt ihr euch immer verlassen!»

NZZ am Sonntag: Loris Imlig, man hat Ihnen an einer Stubete einmal gesagt: «Jemandem wie dir sollte man das Schwyzerörgeli wegnehmen.» Was war passiert?

Loris Imlig: Ich hatte für meinen Auftritt eine Auswahl von schönen, alten Tänzen zusammengestellt, die heute fast vergessen sind. Nahe an der Tradition, nur ein einziges Stück, eine meiner ersten Eigenkompositionen, klang etwas moderner.

Sie sind von der Tradition abgewichen?

Imlig: Ein wenig. Das reichte, dass mich der Herr in der ersten Reihe beschimpfte.

War das für Sie schon fast eine Auszeichnung?

Imlig: Nein, das hat mich getroffen. Sehr sogar. Ich war gerade einmal 16.

Noldi Alder, Sie entstammen dem Appenzeller Volksmusik-Hochadel, sind ein Spross der Alder-Dynastie und waren ein Star der Szene. Warum haben Sie sich 1995 von Ihrer Formation, den Alderbuebe, getrennt?

Noldi Alder: Weil ich meinen Kollegen meine Furzideen nicht länger zumuten wollte. Das, was mich interessierte, konnte ich mit den andern nicht spielen. Improvisation? «Das geht doch nicht!» Ein Stück von Pablo de Sarasate? «Um Himmels willen!» Wenn ich harmonisch etwas ausprobieren wollte, einen Es-Dur- statt immer einen G-Dur-Akkord, dann hiess es: «Jetzt hör mer emol uuf mit dine neue Harmonie!»

Hatten Sie Ihre Rolle bis dahin nie hinterfragt?

Alder: Doch, mit 15 Jahren hat es angefangen. Aber damals hatte noch kaum jemand an der Tradition gerüttelt. Wenn ich dem Vater sagte, ich würde gern ans Konservatorium, antwortete er: «Du bist doch schon der beste Geiger!» Also passierte erst mal nichts. Ich lernte Mühlenbauer, ging ein paar Jahre

Am runden Tisch

Cello, Geige, Schwyzerörgeli

Samira Neff, 21, ist in Meistersrüte (AI) aufgewachsen. 2012 gründete sie mit Schulfreundinnen die Appenzeller Streichmusik Vielsaitig, in der sie Cello spielt. Seit 2021 besucht Neff die Pädagogische Hochschule Bern. Sie denkt darüber nach, später klassischen Chorgesang zu studieren.

Noldi Alder, 69, entstammt der Urnäscher Musikerfamilie Alder. Als Kind trat er den international erfolgreichen Alderbuebe bei. 1995 wandte er sich zeitweise von der traditionellen Musik ab, gehört heute aber zu den wichtigsten Brückenbauern zwischen Tradition und Aufbruch. Zahllose Tonträger und Kollaborationen zeugen von seinem Schaffen. Er lebt und arbeitet in Urnäsch.

Loris Imlig, 18, wohnt in Ibach (LU). Er spielt seit acht Jahren Schwyzerörgeli. Zurzeit absolviert er eine Lehre als Schreiner. Mit seinem Duo Paringgel möchte er einmal ein Konzeptalbum wie Pink Floyd aufnehmen. Nach der Lehre plant er, am Institut für Jazz und Volksmusik Luzern zu studieren.

ins Ausland, und als ich mit dem Geigenstudium begann, war ich 35. Mit 40 hatte ich das Diplom und stieg bei den Alderbuebe aus.

Wie hat die Familie reagiert?

Alder: Man hat mich nicht verstanden. Das ganze Dorf konnte es nicht begreifen: «Man hört doch nicht bei den Alderbuebe auf!» Ich sagte: «Ich höre nicht auf, ich möchte ihnen nur nicht mehr im Weg stehen.» Und wenn dir, Loris, jemand sagt, man solle dir das Schwyzerörgeli wegnehmen, dann brauch dich das nicht zu treffen. Man darf sich nicht genieren, wenn man an den Rand gestossen wird von einer Gesellschaft. Lieber eine negative Reaktion als gar keine.

Samira Neff, Sie spielen Cello in der Appenzeller Streichmusik Vielsaitig. Euer Sound ist stark in der Tradition verwurzelt. Dort, wo Noldi Alder vor dreissig Jahren aufgehört hatte, weil es ihm zu eng wurde.

Samira Neff: Stimmt, wir sind eine der wenigen Appenzeller Formationen, die noch in der Originalbesetzung auftreten: zwei Geigen, Cello, Hackbrett und Kontrabass. Speziell ist, dass wir alles Frauen sind.

Führt Ihr das Erbe der Alder-Dynastie weiter?

Neff: Von der Richtung her schon, wir spielen auch Stücke von Noldi. Doch im Unterschied zu ihm stamme ich nicht aus einer Volksmusikerfamilie. Ich bin da eher hineingerutscht. Aber klar, sie gefällt mir ja auch sehr, die traditionelle Musik.

Könnten Sie sich vorstellen, auch experimentellere Sachen zu probieren?

Neff: Das eine schliesst das andere nicht aus. Ich finde vieles in der Neuen Volksmusik super interessant, denn es zeigt, welch ein breiter Begriff Volksmusik heute ist. Aber für

uns stimmt es im Moment, das Kulturgut zu pflegen. Es bereitet mir Freude.

Sie sagten mir, dass Sie privat kaum Volksmusik hören, sondern Pop und Klassik. Warum sickert das nicht in Ihre Musik ein?

Neff: Ich stand schon als Kind zwischen diesen zwei Welten. Auf der einen Seite gab es die Jodlerabende, die ein eindeutiges und auch etwas steifes Bild der Tradition boten. Auf der anderen Seite haben mich auch Pop oder Klassik interessiert. Leider sah ich bis jetzt noch keinen passenden Weg, wie sich diese Welten kombinieren lassen.

Dabei war gerade die Appenzeller Musik immer durchlässig. Man findet dort Wiener Salonmusik oder osteuropäische Tänze. Müsste sich die Volksmusik in Zeiten der Migration nicht für andere, vielleicht fremd klingende Stile öffnen?

Neff: Solange es sich gut und richtig anfühlt, klar. Aber ich glaube, dass die alte Volksmusik noch immer eine Gültigkeit hat.

Alder: Natürlich kann man syrische Volksmusik mit Appenzeller Streichmusik kombinieren. Aber das ist nur interessant, wenn ein gegenseitiges Interesse besteht. Ich habe mit berühmten Sitar-Virtuosen gespielt, aber die Inder interessierten sich nie für meine Musik. Ich musste mich immer anpassen. Für mich war das ein Glück, denn dadurch habe ich viel gelernt. Aber als gemeinsames Projekt hat es nicht viel gebracht.

Stösst die sich verändernde Volksmusik in den Städten auf offenere Ohren als auf dem Land? In Zürich hätte Ihnen, Herr Imlig, vermutlich niemand das Instrument wegnehmen wollen.

Imlig: Nein, aber es gibt auch auf dem Land viele Leute, die die Neue Volksmusik interessiert verfolgen. Wenn man weiter zurückblickt, sieht man, dass Volksmusik im 19. Jahrhundert auch nicht so streng definiert war, wie sie es später wurde. Früher hat man einfach mit den Instrumenten gespielt, die zu Hause herumstanden. So sind die unterschiedlichsten Kombinationen entstanden. Für unsere Ohren tönen diese alten Spielarten schon fast wieder modern.

Herr Alder, was ist Volksmusik?

Alder: Volksmusik entstand durch das Ausgrenzen des Volks durch den gehobenen Stand. Die Aristokraten pflegten und finanzierten ihre eigene Gesellschaftsmusik.

Und was ist Volksmusik heute?

Alder: Musik, für die man kein Diplom braucht, um sie spielen zu können. Das heisst nicht, dass Volksmusik nicht von hoher Qualität sein muss. Aber sie soll verständlich sein, nicht zu kopflastig.

Sie haben aber ein Diplom.

Alder: Weil ich weiterkommen wollte. Ich bin ja ein halber Autodidakt. Und als ich mich später für Klassik zu interessieren begann, merkte ich, dass man dieses Niveau nicht erreicht, wenn man so musiziert wie ich. Also nahm ich Unterricht bei Paul Giger, dem damaligen Konzertmeister des Tonhalle-Orchesters St. Gallen.

Herr Imlig, Ihre Eltern hörten überhaupt keine Volksmusik. Trotzdem hat Sie als Primarschüler das Schwyzerörgeli magisch angezogen, als die Musikschule zum Schnuppertag lud.

Über Volksmusik lässt sich auch ohne Tracht reden: Noldi Alder (l.), Loris Imlig und Samira Neff. (St. Gallen, 28. 1. 2023)



Imlig: Darum waren meine ersten Kompositionen auch keine Volksmusik. Ich brachte das Instrument nicht automatisch mit Ländler in Verbindung. Zur Tradition kam ich über meine Lehrer, die mir Stücke von Josef Stump oder Balz Schmidig vorspielten. Die klangen für ihre Zeit sehr fortschrittlich, standen aber musikalisch immer im Schatten von späteren Grössen wie Rees Gwerder, die eine eher gefällige Volksmusik spielten.

Ist es noch Volksmusik, wenn die Original Streichmusik Alder und der Rapper Bligg zusammenspannen?

Imlig: Das kann man machen, weil sich im Idealfall junge Leute, die bis jetzt nichts mit Volksmusik anfangen konnten, für diesen Sound zu interessieren beginnen. Oder die Stubete Gäng: Diese Hüttengaudi-Partymusik ist nicht mein Ding, gleichzeitig kommen sich hier zwei Welten näher, die bis jetzt nicht viel miteinander zu tun hatten.

Alder: Mein Vater war fast neunzig, als er bei den Auftritten mit Bligg am Kontrabass stand. Er hat nur geschwärmt. Die spielten



DELI STEINGRUBER FÜR NZZ AM SONNTAG

“

Ein einziges Stück klang etwas moderner. Es reichte, dass man mich beschimpfte.

Loris Imlig

“

Wir spielen unsere Musik nicht so, wie man sie auf alten Platten hört. Unser Weg ist ein anderer.

Samira Neff

ja auch im Hallenstadion. Klar, das war eine Kabarettnummer: fünf alte Männer in ihrer Tracht und der junge Rapper auf der Bühne.

Ein guter PR-Gag?

Alder: Ja, aber ich fand's trotzdem gut. Wenn du mit der Volksmusik auf diese Pop-Ebene kommen willst, Open Air, Hallenstadion, grosse Bühnen, musst du eine Show machen. Bligg hatte sich übrigens viel ernster auf die Volksmusik eingelassen als umgekehrt. Die Appenzeller spielten ihre Stücke, ohne einen Strich zu ändern, Bligg passte sich an, weil er ein guter Rapper ist.

Aber ist das schon Neue Volksmusik?

Alder: Nein. Denn es ist ja nichts Neues daraus entstanden. Und wenn wir über die sogenannte Neue Volksmusik reden, dann müssen wir uns auch eingestehen, dass es in den letzten drei Jahrzehnten viele gutgemeinte Projekte gab, aus denen sich wenig entwickelt hat. Da gab es im 19. Jahrhundert interessantere Sachen.

Früher war Volksmusik ein Synonym für Heimat und Identität. Ist das heute noch so?

Neff: Für mich schon. Auch wenn ich mich in verschiedenen musikalischen Welten bewege, komme ich immer wieder gerne zurück zu meinen Wurzeln. Auf den Jodelgesang meiner Kindheit, die Rugguserli und Zäuerli. Das gibt mir ein Gefühl von Identität.

Alder: Die Herkunft ist das Fundament. Unsere Volksmusik ist nur deshalb so vielfältig, weil sie regional so verwurzelt ist.

Aber gerade Sie hatten der traditionellen Volksmusik den Rücken gekehrt.

Alder: Ich bin fortgegangen, das stimmt, habe mich weg von der Tradition bewegt, habe viel ausprobiert, aufgesogen, vor allem harmonisch. Aber ich bin immer wieder auf meine Füsse zurückgefallen. Dorthin, wo ich herkomme. Das Einzige, worauf man sich immer verlassen kann, sind die Wurzeln.

Frau Neff, Sie tragen an Auftritten immer eine Tracht. Warum?

Neff: Für uns war das einfach immer klar, wir hatten das nie hinterfragt. Vor einem Konzert die Tracht anzuziehen, das ist, als ob ich in eine Rolle schlüpfen würde. Eine Vorbereitung für die Bühne. Damit betrete ich die traditionelle Welt, wie ich sie von früher kenne und die selbst mir manchmal fremd war. Ohne Tracht fehlte mir etwas auf der Bühne. Ich würde wohl auch anders spielen.

Es ist aber kein Geheimnis, dass die Tracht gerade bei Touristen gut ankommt.

Neff: Klar, man bekommt viel mehr Angebote für Konzertauftritte. Bei Anfragen wird die Tracht sogar ausdrücklich verlangt.

Herr Alder, Sie haben sich 1994 «gehäutet» und die Tracht für immer im Schrank versorgt.

Alder: Zum Leidwesen meiner Mutter, die Trachtensneiderin war. Aber für mich war das ein Befreiungsschlag. Ich habe schon als Bub die Tracht getragen. Und als wir dann mit den Alderbuebe internationale Auftritte hatten, für Banken und Handelskammern spielten, da bist du im Appenzeller-Gwändli einfach die Obermarionette. Ein Klischee. Darauf hatte ich keine Lust mehr. Es gab aber noch einen anderen Grund: Wenn wir zur Abwechslung mal einen Tango spielten, kamen Leute, die uns belehrten, so ein Tanz passe nun wirklich nicht zur Tracht.

Die Tracht bestimmt das Programm.

Alder: Um das Problem zu lösen, schlug ich meinen Kollegen vor, auf das Gwändli zu verzichten, dann könnten wir spielen, was wir wollen. Doch die sagten, wegen des Tangos zögen sie doch nicht die Tracht aus. Und ich sagte: «Wegen der Tracht höre ich nicht auf, Tango zu spielen!»

Dann können Sie nicht nachvollziehen, dass junge Leute heute Freude daran haben?

Alder: Doch, sicher. Die Jungen haben ein anderes Verhältnis zur Tracht. Und auch wir hätten mit den Alderbuebe keine internationale Karriere gehabt, wenn wir die Tracht im Schrank hätten hängen lassen.

Neff: Es ist manchmal schon komisch, wenn wir ein Konzert spielen und die erste Reaktion ist: Wow, diese schönen Trachten!

Aber ist das nicht bitter: wenn Folklore die Musik überblendet?

Alder: Doch, aber ohne Tracht hast du als traditionelle Formation keine Chance, im Ausland aufzutreten. Das ist eine Realität.

Sie haben einmal gesagt, Sie spielten traditionelle Musik, die lebt. Ist das kein Widerspruch?

Alder: Was ich meinte, ist, dass auf der Bühne etwas passieren muss. Ich übe lieber, als dass ich Konzerte gebe. Aber wenn ich auftrete, fliesst die Musik dermassen verrückt, da kenne ich nichts. In der Volksmusik sieht man manchmal Sachen, alles so kontrolliert. Wie die auf der Bühne hocken! Spielen hervorragend, aber mit null Ausstrahlung. Nicht mal die Lieder sagen sie an.

Der Kulturvermittler Pius Knüsel nannte das «gesittete Fröhlichkeit».

Alder: Aber es hat auch damit zu tun, dass die Schweizerörgeler immer Vorbilder hatten wie Peter Zinsli, Josias Jenny, Rees Gwerder, die keine Mine verzogen. Der Einzige, der auf der Bühne fast sein Örgel von der Bühne warf, war der Berner Hausi Straub.

In den siebziger Jahren hörten die meisten Jungen in Ihrem Alter nicht Hausi Straub, sondern Rolling Stones, Beatles, Jimi Hendrix. Es war die Zeit der Gegenkultur. Konnten Sie sich damit nie identifizieren? Oder haben Sie heimlich Jimi Hendrix gehört?

Alder: Nein, aber interessiert hat es mich schon. Während der Lehre hörte ich zum ersten Mal Rockmusik. Ich fand das spannend, habe es aber nicht verstanden. Erst

später habe ich das nachgeholt. Und auch begriffen, was Leute wie der Hackbrettspieler und Schlagzeuger Töbi Tobler, mit dem ich später musizierte, damals machten. Wie wichtig das für die Neue Volksmusik war.

Die Schweizer Volksmusik wurde Anfang des 20. Jahrhunderts im Sinne der «geistigen Landesverteidigung» stark reglementiert. Hat das unsere Kultur kaputtgemacht?

Neff: Es dient der Musik nicht, wenn man sie einperficht. Vielleicht ist die Volksmusik darum bis heute an all diese Klischees gebunden, die auch ich noch erlebt habe. Über einen langen Zeitraum hiess es: «So muss diese Musik tönen und nicht anders.»

Aber trägt die Macht der Tracht nicht eine Mitschuld daran, dass das Bild der Volksmusik noch immer so gemütlich wirkt?

Neff: Das glaube ich nicht. Natürlich steht die Tracht für Tradition, aber die Volksmusik hat auch ohne sie mit Vorurteilen zu kämpfen. Wenn ich erzähle, dass ich in einer Appenzeller Streichmusik spiele, öffnet sich sofort ein Fächer von Klischees, und ich habe das Gefühl, mich erklären zu müssen.

Bis in die Neunziger war im Ländler die Inner-schweizer Besetzung eine in Granit gemeisselte Regel: Klarinette, Klavier, Kontrabass und Akkordeon. Dann kamen Leute wie Markus Flückiger oder Daniel Häusler und machten es anders. Das war revolutionär, heute klingt es fast schon wieder traditionell.

Alder: Flückiger und Häusler sind auch Virtuosen. Die hatten sich mit ihrer Gruppe Pareglish sogar getraut, frei zu musizieren. Davon gab es in der Volksmusik früher noch nicht viele. Irgendwann hat sich die Formation aufgelöst, die Hujässler sind daraus entstanden, die wieder zurück in Richtung Tradition gegangen sind ...

Imlig: ... und heute mit dem Trio Ambäck die alten Geigenstücke von Prediger Joseeb spielen. Im Moment schauen viele wieder gern zurück in die Vergangenheit.

Alder: Das darf man auch. Und man muss aufhören, nur immer von der Volksmusik zu verlangen, dass sie sich erneuert. Man würde wohl auch in anderen Sparten zum Ergebnis kommen, dass sich in den letzten Jahrzehnten nicht so viel getan hat. Dafür braucht es mehr, als ein paar Harmonien zu ändern.

Wie gut darf man Volksmusik spielen?

Alder: So gut wie möglich. Wer denkt, Virtuosität stehe der Volksmusik nicht, soll in Budapest den Geigern zuhören. Dort wird Volksmusik am Konservatorium gelehrt.

Imlig: Gleichzeitig hört man im Muotatal zum Glück immer noch diese einfache Ländlermusik, die mich genauso berührt. Volksmusik muss nicht sauber und virtuos sein, sie darf auch dreckig und ruppig tönen.

Geht das verloren, seit man Volksmusik an der Hochschule Luzern studieren kann?

Imlig: Das glaube ich nicht. Ich stelle mir das sogar sehr inspirierend vor.

Neff: Die Volksmusik hat sowieso bereits von ihrer Ursprünglichkeit verloren, seit immer mehr Musikerinnen und Musiker klassisch unterrichtet werden: So lernt man das Instrument nach Schulbuch, während die Spielarten der Autodidakten verschwinden. Auch wir sind vom klassischen Unterricht geprägt, darum klingt unsere Musik nicht so wie die Streichmusik Alder.

Alder: Jemand mit Hochschulabschluss, der auf seinem Schweizerörgeli schneller spielt, als Balz Schmidig es konnte, ist noch nicht der bessere Volksmusiker. Aber wenn ich mit einer Streichmusik auftrete, spiele ich auch nicht so, dass man mir das Diplom anhört, sondern eher, wie mein Vater spielte. Da geht es auch ums Kratzen und Schaben, um die Nebengeräusche. Aber man darf die Alten nicht kopieren. Bei der Streichmusik Alder wäre das ohnehin fast unmöglich.

Warum?

Alder: Diese Kerle hatten einen unglaublichen Drive. Trotz vielen rhythmischen Ungenauigkeiten. Zum Beispiel der Cello-Nachschlag: immer etwas zu spät. Die kleinen Fehler waren Teil ihres einzigartigen Sounds, das kannst du nicht imitieren.

Neff: Das ist genau mein Punkt. Wir spielen unsere Musik nicht so, wie man sie auf euren alten Platten hört, denn unser musikalischer Weg ist ein anderer.

Braucht der nächste Rees Gwerder einen Bachelor in Volksmusik?

Alder: Fürs Unterrichten an einer Musikschule wird der akademische Titel immer wichtiger, ja. Aber im Konzertleben spielt er keine Rolle. Am Ende entscheidet das Publikum, zu welcher Musik es tanzen will.

Das ganze Interview, Videos und eine Playlist finden Sie auf nzz.as/volksmusik.